

Kitas brauchen die Selbsttests zuerst

VON KIRSTEN BIALDIGA

Eltern von Kleinkindern in Nordrhein-Westfalen werden erleichtert sein. Vom kommenden Montag an müssen sie kein schlechtes Gewissen mehr haben, wenn sie die Kleinen wieder in die Kita bringen. Der dringende Appell des Familienministers, sie zu Hause zu betreuen, ist aufgehoben. Die Erleichterung der Eltern ist verständlich: Ein Kleinkind nebenbei im Homeoffice bei Laune zu halten, ist über längere Zeit kaum möglich. Auch können und sollen Eltern nicht dauerhaft gleichaltrige Spielkameraden ersetzen. Vor diesem Hintergrund ist es gut, dass die Einrichtungen nun wieder allen offen stehen.

Die Freude darüber könnte aber schon bald getrübt sein, wenn den Eltern klar wird, dass sie bei jedem kleinen Schnupfen und Husten wieder gefordert sein werden. Und dass trotz der weiterhin gekürzten Betreuungsumfänge noch nicht sicher ist, ob und inwieweit die Kita-Beiträge tatsächlich erstattet werden. Auch die Regelung zu den Kinderkrankentagen steht nun infrage.

Für Erzieher und Tageseltern wächst mit den Lockerungen das Infektionsrisiko. Die Einrichtungen werden sich füllen, auch wenn die Gruppen dabei strikt getrennt bleiben sollen.

Erzieher aber gehören zu jenen Berufsgruppen, die keinen Abstand halten können. Umso wichtiger ist es, dass Landesregierung und Kita-Träger zum Schutz der Beschäftigten alles tun, was in ihrer Macht steht: Zum Beispiel pro Person und Tag zwei FFP2-Masken zur Verfügung stellen wie den Lehrern oder Virenfilter für die Räume anschaffen. Vor allem aber müssen Kitas Vorrang haben bei der Bestellung von (Spuck-) Selbsttests – auch für die Kinder.

Denn ohne zuverlässige Kinderbetreuung durch Erzieher – das hat die Krise hinlänglich gezeigt – gerät das System ziemlich schnell an seine Grenzen.

BERICHT KITAS ÖFFNEN MONTAG FÜR ALLE KINDER, TITELSEITE

Altmaiers Umarmung der Wirtschaft

VON BIRGIT MARSCHALL

Wenn die Hatz eröffnet ist, kennt die Meute keine Gnade mit der Beute. So ergeht es gerade dem Bundeswirtschaftsminister. Sämtliche Wirtschaftsverbände, die Bundesländer, die Opposition, der Koalitionspartner und selbst die eigenen Parteifreunde machen ihren Corona-Frust an Peter Altmaier fest.

Mit einem „Wirtschaftsgipfel“ suchte Altmaier die Flucht nach vorn. Das war mutig, denn Erwartungen konnte er damit eigentlich nur abermals enttäuschen. Erstaunlicherweise konnte Altmaier die Wut der Unternehmer immerhin abfangen: Sie waren froh, von diesem Teil der Regierung wenigstens gehört zu werden. Altmaier will nun mit 40 Wirtschaftsverbänden Vorschläge für eine ganzheitliche Öffnungsstrategie erarbeiten, die vor allem auf Schnelltests setzt. Ein Minister plus die gesamte Wirtschaft bringen mehr Gewicht auf die Waage als ein Altmaier allein. Ob allerdings die Kanzlerin und die Ministerpräsidenten darauf hören werden, ist fraglich: In deren jüngstem Beschluss war ein abgestufter und viel langsamerer Öffnungsplan längst angelegt, als er der Wirtschaft vorschwebt. Dass etwa das Beherbergungsgewerbe wie erhofft vor Ostern öffnen kann, ist zu bezweifeln.

Bei den Wirtschaftshilfen sagt Altmaier treuherzig zu, nochmals nachzuarbeiten. Das ist für viele Unternehmen, für die die Hilfe wegen unverzeihlicher Verzögerungen schon zu spät kommt, nur ein schwacher Trost. Es hätte sein oberstes, dringlichstes Ziel sein müssen, die Hilfen um jeden Preis schneller auf die Schiene zu setzen. Den Eindruck, alle seine Kraft in dieses eine Ziel zu legen, vermittelte der Gast vieler TV-Shows nicht in jedem Moment. Eine fehlende Software auf einer staatlichen Internetseite darf einfach nicht der Grund dafür sein, dass am Ende zehntausende Unternehmen von der Bildfläche verschwinden.

WIRTSCHAFT ALTMAIER VERSPRICHT..., WIRTSCHAFT

Impressum RP

Impressum RP



DAS ORAKEL

RP-KARIKATUR: NIKE EBERT

ESSAY Kirchengaustritte scheinen in Mode gekommen zu sein - und der Entschluss dazu, wird gerne als Ausweis einer kritischen Haltung öffentlich verkündet. Doch trotz aller Bedenken ist es meiner Meinung nach lohnend, zu bleiben.

Wir sind nicht allein

VON LOTHAR SCHRÖDER

Ich bleibe. Und wenn ich bekenne, weiterhin Mitglied der katholischen Kirche sein zu wollen, klingt das mittlerweile fast nach einer exotischen Haltung. Denn Kirchengaustritte scheinen in Mode gekommen zu sein. Bei manchen Amtsgerichten in NRW sollen bis Ende April keine Austrittstermine mehr zu haben sein.

Der Entschluss, der Kirche den Rücken zu kehren, klingt nach aufgeklärt-kritischem Geist, nach Protest und Abstrafung. Und darum werden schon Austrittsvorhaben manchmal sehr öffentlich angekündigt.

Manchmal klingt es geradezu wie eine heroische Tat. Selbst für ältere Menschen ist der Kirchengaustritt nach einem langen, engagierten Gemeindeleben keine Häresie mehr. Für mich ist die Abkehr nie eine Option gewesen. Weil Glaube meinem Leben hilft und mir wichtige Leitplanken schenkt. Und weil Kirche zu meinem Glaubensverständnis dazugehört. Unterm Strich empfinde ich mich als eine katholische Existenz.

Dabei stamme ich nicht aus einer streng katholischen, eher fröhlich katholischen Familie mit dem Hang zur religiösen Unverbindlichkeit. Messdiener bin ich geworden wie derzeit viele. Wenn ich damals in der neogotischen Kirche von St. Peter in Duisburg nach den Gottesdiensten werktags Kerze um Kerze löschen musste, habe ich mich immer gefürchtet – und mich gesputet, aus der Finsternis in die Sakristei zu kommen. Ich habe die Sommer-Freizeiten der Pfarre genossen und nach der Schule viele Stunden in jenen kahlen Gemeinderäumen zugebracht, die unter dem kruden Namen „Jugendzentrum“ firmierten. Dass ich als Kind jeden Sonntag die Heilige Messe besuchen – selbst wenn ich nicht diente –, hatte unter anderem mit dem Schwager meiner Oma zu tun, der Küster der Gemein-

de war und mich vom Altarraum aus fest im Blick hatte. Meine Kirchgänge dürften also mehr der familiären Gesichtswahrung geschuldet gewesen sein. Die Oma selbst war sehr gottesfürchtig und eilte bei jedem Gewitter in den Keller, um bei Kerzenschein die Mutter Gottes anzurufen, während wir oben gelassen auf das Ende des ungemütlichen Wetters warteten. Eine Schwester meiner Oma (die das Motorradfahren liebte) wurde Ordensfrau, ein Bruder wollte Priester werden und wirkte schließlich als feinsinniger Grundschuldirektor.

Kirchen-Erlebnisse prägten meine Kindheit. Verkünden aber können solche Rückblicke heute nichts mehr. Denn zu desillusionierend ist Vieles, was ich als Katholik und als Journalist erlebe. Es scheint, als hätte es in den zurückliegenden Jahren kein anderes Kirchenthema gegeben als Missbrauch, als Krise und Vertrauensverlust. Kirche ist schon viel zu lange keine Frage allein des Glaubens mehr.

Auch für mich gibt es viel, womit ich hadere, was ich bedauere, was mich empört, was mich rat- und fassungslos zurückschlägt. Dazu zählen die wortreichen und hochgelehrten Erklärungen zur Ökumene, die am Ende so wenig bedeuten, dass die meisten Christen von einer Abendmahlsgemeinschaft nicht einmal mehr zu träumen wagen. Dazu zählt die Ausgrenzung von Frauen und die erschreckend geringe Bereitschaft, zu einem Diakonot der Frau überhaupt in einen offenen Dialog zu treten. Es gehört die Diskriminierung von Menschen dazu, deren sexuelle Orientierung nicht der katholischen Sexualmoral entspricht. Aber auch der Pflichtzölibat, der Seelsorger vereinsamen, mitunter ohne Unterstützung zurückschlägt. Schließlich: der sexuelle Kindesmissbrauch durch geweihte Männer. Und auch die Missbrauchsaufarbeitung im Kölner Erzbistum und der Verdacht, mit dem unter Verschluss gehaltenen Gut-

achten vertuschen und Verantwortliche schützen zu wollen. Eine lange Liste ist das. Und vielleicht zu lang für einen kritischen Zeitgenossen, um den Verbleib rechtfertigen zu können.

Ich bleibe dennoch. Und der wichtigste Grund ist und bleibt die Botschaft Jesu: seine Feindes- und Nächstenliebe, seine bedingungslose Friedfertigkeit und seine Verkündigung, dass den Armen das Reich Gottes gehört und Überfluss nicht zu Glück und Seligkeit führt; seine Worte zur Weisheit der Kinder, zur Barmherzigkeit, zur tröstenden Gegenwart Gottes, der nicht als Retter auf Wunsch zur Stelle ist, uns aber als Mitleidender zur Seite steht. Die Evangelien sind heute noch das, was ihr Name

prophezeit: frohe Botschaften. Vor allem sind sie einfach, verständlich, lebensnah – radikal. Sie bleiben eine gute Provokation, da es uns bis heute nicht gelungen ist, diese Botschaft wirklich zu leben. Manchmal habe ich das unguete Gefühl, dass uns hochentwickelte Theologie von dieser Einfachheit der Worte Jesu entfremdet hat. Ich habe Gottesdienste erlebt, in denen Nähe erst beim Friedensgruß spürbar wurde.

Wenn der Glaube so groß und die Kirche so kritikwürdig ist, warum trete ich dann nicht einfach aus und glaube nur für mich? Weil der Glaube keine Privatveranstaltung ist, weil Glaube immer auch Gemeinschaft heißt, die zum Kern der Glaubenspraxis gehört und eine gute Versicherung der Gläubigen untereinander ist: Wir sind nicht allein!

Die Gemeinde ist nicht irgendeine Organisationsform unseres religiösen Lebens, sie ist Teil des Glaubens, der sich auf das Zusammenleben bezieht, der den anderen meint und uns die Chance bietet, uns im anderen besser zu erkennen. Communio ist die Gemeinschaft der Gläubigen und die Kommunion die Gemeinschaft mit Gott.

Ich bin so vielen guten Menschen in der Kirche begegnet, die alles daransetzen, die Botschaft Jesu in unserer Zeit lebendig zu halten. Die wirken, scheitern, mit ihren Fehlern ringen, weitermachen, retten. Dies ist nur in der Gemeinschaft möglich.

Vor zehn Jahren hat der Theologe Hans Küng ein Buch mit dem Titel geschrieben: „Ist die Kirche noch zu retten?“ Auf die Frage findet er auch nach 260 Seiten keine Antwort, wohl aber das: „Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sie überleben wird.“ Das klingt vielleicht zu sehr nach Durchhalteparole. Doch ist Küngs Blick nach vorn gerichtet – aus einer Gegenwart heraus, die mehr denn je der Kraft und der Beharrung bedarf sowie der Zuversicht, dass eine andere Kirche möglich sein wird. Eine, die nicht nur mit sich selbst beschäftigt ist und keine Angst vor der Zukunft hat. Ich bleibe.

INFO

Wann es in Deutschland viele Kirchengaustritte gab

1992 Der Negativrekord liegt fast 30 Jahre zurück. Damals traten 554.022 Mitglieder (evangelisch und katholisch) aus der Kirche aus.

2010 In einer neuen Austrittswelle kam es vor elf Jahren zu 326.443 Austritten in einem Jahr.

2019/20 Vor zwei Jahren gab es 542.771 Austritte. Werte für 2020 liegen noch nicht vor. In Köln war die Zahl (6960) aber niedriger als 2019 (10.073) und 2018 (7618), wie das Amtsgericht jetzt vermeldete.



Lothar Schröder ist Leiter des Ressorts Kultur.

FOTO: ANDREAS KREBS

WISSENSDRANG

Insgesamt 70 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, darunter auch ich, haben für den deutschsprachigen Raum ein Netzwerk Wissenschaftsfreiheit gegründet. So mancher fasst sich an den Kopf. Deutsche Profs können doch im Unterschied zu China, der Türkei und vielen arabischen Staaten frei forschen und lehren, ohne Angst, verhaftet zu werden. Das garantiert das Grundgesetz. Oder? Die Wissenschaft lebt jedoch von einer Wertschätzung der kontroversen Debatte. Abweichende Meinungen sind erwünscht. Diese Debatte ist derzeit gefährdet. Sie muss in jeder Generation neu erarbeitet werden. Der Wunsch, nichts lesen und diskutieren zu müssen, was einen ärgert, ist ja nur menschlich. Er wirkt sich jedoch fatal auf die Wissenschaft aus.

Gefahr für die freie Wissenschaft

Wer gegen politisch-korrekte Ansichten argumentiert, muss mit Boykott rechnen.



MARIA-SIBYLLA LOTTER

Ein aktuelles Beispiel: Ein angesehener Kommunikationswissenschaftler kritisiert in einem Meinungsbeitrag im Debattenforum der Fachzeitschrift Publizistik die neue Praxis des Genderns als eine linguistisch unbegründete und von den Universitäten regelwidrig betriebene Verhöhnung der Sprache. Der Beitrag wird von den Herausgebern einstimmig angenommen, sie vereinbaren zugleich mit Verteidigern des Genderns Entgegnungen, wie bei solchen Meinungsbeiträgen üblich. Doch die Zusagen werden zurückgezogen. Stattdessen organisiert man im Fach eine Unterschriftenliste, mit der mehr als 80 Fachkolleginnen und -kollegen von der Zeitschrift verlangen, solche Beiträge nicht mehr zu drucken. Das Bemühen um inklusive und gendergerechte Sprache dürfe nicht durch „un-

wissenschaftliche“ Artikel diskreditiert werden.

Wer hier nicht unterschreibt, macht sich verdächtig. Ist die Gleichsetzung von „Wissenschaftlichkeit“ mit moralisch-politischem Mainstreaming ein Luxusproblem, weil „nur“ die freie kontroverse Debatte, nicht aber Leib und Leben des „Abweichlers“ gefährdet sind? Das hieße, die Wichtigkeit einer freien Debatte auch für die Demokratie zu verkennen. Nur in einem freien Austausch von Argumenten für und wider eine Praxis können fundierte politische Meinungen gebildet werden.

Unsere Autorin ist Philosophie-Professorin an der Ruhr-Universität Bochum. Sie wechselt sich hier mit der Infektionsbiologin Gabriele Pradel ab.